

## 2 Familienbildung in der Gesellschaft

### 2.1 Eine soziologische Trendanalyse für die Familienbildung

Der folgende Teil des Buches beschreibt und begründet die verstärkte Notwendigkeit von und die neuen Formate sowie Inhalte der Familienbildung (vgl. Bradna 2013) aus einer übergreifenden soziologischen Perspektive. Dazu werden zeitdiagnostische und gesellschaftstheoretische Angebote präsentiert. Insbesondere wird aufgezeigt, welchen Herausforderungen sich Familien heute stellen müssen. In einem ersten Abschnitt wird hierzu ein spezieller Fokus auf die Verschiebung der zeiträumlichen Koordinaten des Familienlebens gerichtet (vgl. Jurczyk/Klinkhardt 2014), die zu einer Zunahme an Komplexität und Störungsanfälligkeit familialer Arrangements (vgl. Jurczyk 2014) führt. Hier hat die Familienbildung einen gesellschaftsdiagnostischen Hebelpunkt, an dem sie ansetzen kann. Das zweite Kapitel arbeitet sodann Grundverständnisse von Familienbildung heraus, setzt sich dabei kritisch mit dem Bildungsbegriff auseinander und plädiert dafür, das Konstrukt der Übergänge für die inhaltliche Ausrichtung und die Adressierung der Angebote verstärkt zu berücksichtigen. Aktuelle Brennpunkte des Bedarfs an Familienbildung werden entlang von Etappen der Familienbiographie in Kapitel 3 ausgewiesen: Familiengründung, Übergänge der Kinder im Bildungssystem, Vorbereitung auf eine Gesellschaft des langen Lebens, junge Erwachsene und ihr Unterstützungsbedarf aufgrund verzögerter Eintritte in wichtige Rollen sowie Familien in der späten Phase. Abschließend werden in Kapitel 4 über die Lebensphasen hinweg sich anbietende Orientierungspunkte für eine soziologisch informierte Familienbildung referiert. Diese betreffen u.a. das Thema Körperlichkeit, ländlicher Raum und Aspekte der Organisationsformen. Als neue „Zielvariable“ für die Familienbildung wird eine Konzeption der Auseinandersetzung mit dem „gelingenden Leben“ bzw. „Glück“ vorgeschlagen.

## 2.2 Familie in der späten Moderne

### 2.2.1 „Moderne Zeiten“? – Spätmoderne Zeiten!

Zeitdiagnostisch gesehen befinden wir uns derzeit in einer interessanten Phase: Wir leben zwar immer noch teilweise in einer modernen, auf Fortschritt eingestellten Gesellschaft, aber es mehren sich gleichzeitig die Zweifel an einem „Immerweiter-so“. Die Widersprüche unserer zivilisatorischen Errungenschaften und Engführungen werden immer deutlicher (vgl. Welzer/Wiegandt 2013). Oftmals werden derlei kritische Zeitdiagnosen, die auf einen möglichen Epochenbruch und problematische gesellschaftliche Entwicklungen hinweisen, als voreilig und überzogen kritisiert. Daher sei darauf hingewiesen, dass selbstverständlich auch in anderen historischen Epochen komplexe Herausforderungen für Gesellschaften und Individuen zu bewältigen waren und wir gegenwärtig ein hohes Wohlstandsniveau zu konstatieren haben. Eine solche Einsicht darf aber nicht als „Verbot“ einer Auseinandersetzung mit den Spannungsfeldern gegenwärtiger Lebensbedingungen ausgelegt werden.

In diesem Sinne impliziert eine heuristisch zu verstehende Form der Analyse, die auf diese Entwicklungen eingeht, von einer „späten Moderne“ (Assmann 2013; Giddens 1996; Heaphy 2007) zu sprechen. Konstitutiv für diese spätmoderne Gesellschaft ist, dass es keinen „Megafaktor“ gibt, der wirkt. Vielmehr ist eine Menge von wirksamen Einzelentwicklungen in Rechnung zu stellen. Diese Komplexität veranlasst manche dazu, von einer „Vielfachkrise“ der aktuellen Gesellschaftskonfiguration zu sprechen (Demirović/Maihofer 2013). In diesem Sinne seien einige wichtige Einzelentwicklungen benannt.

Um ein aktuelles Buch der Konstanzer Anglistin Aleida Assmann (2013) und ihren Rekurs auf Shakespeare zu paraphrasieren: Die Zeit der Gesellschaft, damit aber auch der Familien, ist „aus den Fugen“ geraten. Hintergrund dieser zeitdiagnostisch gerade heute so ansprechenden Chiffre ist die Transformation der kulturellen Bewertungen von Zeiten, die sozialwissenschaftlich als soziale Konstruktionen gelten. Die im 17. und 18. Jahrhundert entstandene moderne Form des Zeitbewusstseins und des Umgangs mit Zeit lässt sich charakterisieren als aus der Abwertung der vormals als Autorität geltenden Vergangenheit, der Entdeckung der Gegenwart als Handlungsraum und insbesondere der Zukunft als bewirtschaftbarer Menge von Optionen (vgl. Landwehr 2014). Die bürgerliche Moderne hat diese handlungsbezogenen und effektivitätsheischenden Zeitorientierungen weiter vorangetrieben, wie Moretti (2014) anhand der Auswertung der stilistischen Merkmale der bürgerlichen Romanliteratur plausibel macht. Das Idealmodell eines immerwährenden Tätigseins und eines regelmäßigen Voranschreitens macht dabei

insgesamt den Kern dessen aus, was soziologisch als Rationalisierung umschrieben worden ist. Zu dieser spezifischen Konzeption „nützlicher“ Zeiten haben soziale wie technologische Entwicklungen (Transporttechnologie, Kommunikations- und Medientechnologien) gleichermaßen beigetragen.

In den 1960er Jahren des 20. Jahrhunderts erreichte insbesondere die Sicht auf die Zukunft als Gestaltungsraum ihren Zenit – in Form von Ideen einer Sozialtechnologie. Übertragen wurde die optimistische, auf Ermöglichung von Projekten abzielende Sicht auf Zukünftiges zudem auf die prinzipiell als hoffnungsvolles Unterfangen verstandene individuelle Biographie. Dieses Planen der eigenen Lebenszeit wurde in Zeiten des Fordismus wohlfahrtsstaatlich in nicht unwesentlichen Anteilen in Form von materiellen und monetären Ressourcen unterstützt (vgl. Lessenich 2008). In mehrerlei Dimensionen ist diese Vorstellung, wenn nicht zertrümmert, dann doch stark erschüttert worden. So ist die optimistische und gestaltbare Zukunftssicht einer eher skeptischen gewichen.

Zukunft in der späten Moderne ist diskreditiert durch deren sich dynamisierenden Nebenfolgen (vgl. Beck/Rosa 2014): Gemeint sind Ressourcenverschwendung, Umweltvernichtung, Verknappung von Trinkwasser, der Klimawandel. Nicht zuletzt die dramatisierten, eindrucksvoll inszenierten demographischen „Probleme“ (Brant 2011) haben die Perspektiven auf die Zukunft massiv eingetrübt. „Die Zukunft, so dürfen wir vielleicht zusammenfassen, ist von einem Gegenstand der Erwartung und Hoffnung zu einem Gegenstand der Sorge und damit zugleich auch der Vorsorge geworden: Man kann sich auf die Zukunft nicht mehr so einfach verlassen, sondern muss etwas für sie tun im Sinne eines verantwortlichen, nachhaltigen Haushaltens: Sonst kann man nicht mehr sicher sein, dass es sie für nachwachsende Generationen auch weiterhin gibt“ (Assmann 2013: 13). Diesem Aufruf steht nun aber mehr gegenüber als eine Diskreditierung der Zukunftszuversicht. In den Begriffen des Kunstkritikers Crary (2014) und des Medientheoretikers Rushkoff (2014) kommen weitere Dekonstruktionen der Zeiten der Moderne, die Sicherheit verbürgten, hinzu. Gemeint ist zum einen, dass kulturelle Narrative immer weniger eine sich linear entfaltende Struktur aufweisen, sondern mehr oder weniger erratisch, ironisch und in einem medial selbstreferentiellen Bezugssystem angesiedelt sind. Dadurch entsteht eine Form der Zeitdarstellung und Zeitwahrnehmung, die nicht mehr geeignet erscheint, handlungsanleitende Szenarien zu generieren (vgl. Rushkoff 2014).

Ergänzend zur These einer Auflösung einer linearen und planbaren zeitlichen Textur können die Überlegungen von Crary (2014) beigezogen werden. Er spannt einen weiten Bogen zeitreflexiver Beobachtungen. Diese reichen von Versuchen der amerikanischen Armee, aufgrund von Beobachtungen an bestimmten Vogelarten, die ungewöhnlich lange Zeit wach bleiben, die Aufmerksamkeitszeit ihrer Soldatinnen zu optimieren, bis hin zu subtilen Thesen der Durchsetzung einer

neuen Form der sozialen Zeit, besser eines „Endes der Zeit“: Es sei eine Zeit, die nicht mehr vergeht, eine statische Redundanz, die kein Verhältnis mehr zu den Rhythmen des Lebens, braucht. Seinen Ausdruck findet dies im Slogan der 24/7-Gesellschaft: „Er beschwört das künstliche, eintönige Bild einer 7-Tage-Woche im 24-Stunden-Takt, das die Entfaltung vielfältigen oder kumulativen Erlebens verhindert“ (Crary 2014: 15).

Zwar werde die 24/7-Gesellschaft schon seit geraumer Zeit installiert, aber erst heute werde der Mensch mit allen seinen „Bestandteilen“ an diese neue temporale Ökologie angepasst. Auch gegenüber der metrischen, fortschrittsorientiert voranschreitende Zeit der Moderne wird eine neue Qualität erreicht: „Das Neue ist die radikale Preisgabe jedweden Anspruchs, Zeit mit langfristigen Unternehmungen oder auch nur mit Vorstellungen von ‚Fortschritt‘ oder Entwicklung zu verbinden. Eine strahlende 24/7-Welt, die keinen Schatten wirft, ist die kapitalistische Endzeitvision eines Posthistoire, einer Austreibung der Alterität als dem Motor geschichtlichen Wandels“ (ebd.: 15).

Auf einer allgemeinen kulturellen Ebene kulminieren das Verblässen der Zukunft und die Wahrnehmung eines unverbundenen Nebeneinanderstehens von vielen bedeutungslosen Episoden in der aktuellen Gegenwart in einer „Gesellschaft der Angst“ (Bude 2014). Diese nimmt in den Mittelschichten und Unterschichten je eigene Formen an; als geteilte Erfahrung aber, dass trotz intensiver eigener Anstrengungen immer mit einem sozialen Abstieg zu rechnen ist, bestimmt sie das sozial-mentale Klima der gesamten Gesellschaft. Zeittheoretisch gewendet impliziert diese gesellschaftliche Situation einen Druck, der Muße und Stillstand als wahrscheinlichen Beginn von Episoden des Abstiegs erscheinen lässt.

Für die Familien macht sich diese 24/7 Mentalität und die damit verbundene Beschleunigung an den zeitlichen „Übergriffen“ anderer Systeme auf die Familien bemerkbar. Bezogen auf das Wirtschaftssystem ist die Flexibilisierung, Fragmentierung und Verdichtung von Arbeitszeiten für erwerbstätige Mütter und Väter im Rahmen einer dynamisierten Wirtschaftsproduktion bei vielen Berufen und Professionen (vgl. Jurczyk u.a. 2009a; Lange 2014) zu nennen. Die Ökonomisierung der gesamten Gesellschaft drückt auch den Familien ihren Stempel auf.

Dazu kommen die Beschleunigung der Takte der Informationsverarbeitung durch die elektronische und die Printmedien sowie weitere technologische Innovationen (vgl. Rosa 2013). Medien nehmen im Familienalltag eine höchst zwiespältige Rolle ein (vgl. Lange 2013). Sie können einerseits eingesetzt werden zur Koordination und Synchronisation der Familienzeiten, aber gleichzeitig wohnt ihnen auch das Potenzial zur Fragmentierung und Vereinzelung inne.

### 2.2.2 *Räume und Mobilitäten*

Ein Blick auf die räumliche Ebene macht klar, dass nicht nur Männer und vor allem Frauen im Alltag komplexe Wegeketten zu bewältigen, sondern auch Kinder und Jugendliche mehr oder weniger komplexe Raum-Zeit-Pfade zu bewerkstelligen haben (vgl. BMFSFJ 2012). Zu unterstreichen ist zudem die stetig anwachsende Anzahl von Familien, die mit Multilokalität aufgrund der Mobilität für die Ausbildung, den Beruf oder aufgrund von Trennung bzw. Scheidung umgehen muss (vgl. Schier 2009). Eigenwertige familiale Räume in unterschiedlichen räumlichen „Skalen“ von der Wohnungs- bis hin zur nationalen Ebene, müssen oftmals immer wieder neu konstruiert werden (vgl. Schinkel 2013). Familiäre Mobilität eröffnet auf der einen Seite also neue Handlungsräume, hat aber auf der anderen Seite Nebenwirkungen wie: weniger Zeit und Energie sowohl für familieninterne Belange als auch für ehrenamtliches Engagement. Nicht zuletzt könnten neue Ungleichheiten durch unterschiedlich vorhandene Kapitalien im Umgang mit Mobilität geschaffen werden (vgl. Schneider/Ruppenthal 2014: 89).

### 2.2.3 *Umwelten und Schnittstellen*

Über die Räume und Zeiten hinaus gibt es auch mehr und komplexere Bezugsumwelten von Familien. Das betrifft die sozialen und institutionellen Umwelten von Familien im Bereich Konsum und Lebensführung (Energie, Lebensversicherung, Altersvorsorge). Vieles von dem, was bis in die 1970er Jahren nicht zuletzt im Rahmen eines ausgebauten Wohlfahrtsstaates vorgegeben war, muss heute ausgewählt, verglichen und entschieden werden. Davon legen die Flut und der Absatz von diversen Testzeitschriften und -portalen Zeugnis ab. Gutes Familienleben beinhaltet in der späten Moderne damit auch gutes Schnittstellenmanagement (vgl. Thiele-Wittig 1993). Der Umgang mit Informationen und insbesondere die kompetente Nutzung des gesamten Medienspektrums hierfür entscheiden über dessen Erfolg.

### 2.2.4 *Optimierung ohne Grenzen*

Überdies steigen die Anforderungen an individuelle wie familiäre Leistungen zumindest auf der diskursiven Ebene in Zeiten der Hegemonie des Neoliberalismus und der Forderung, jeder müsse sein Leben nach dem Ziel des hedonistisch konzipierten Glücks ausrichten (vgl. Eckermann 2014), permanent. Die Optimierung des Selbst (Mayer/Thompson 2013) durch Bearbeitung des Körpers, der Seele und

der Psyche mutiert von einer milde belächelten Topos der Science Fiction Literatur zu einem alltäglichen Thema (vgl. Ruck 2012) und wird zudem technologisch-medial in Form der „Quantifizierung des Selbst“ betrieben (Kappler/Vormbusch 2014). Der Imperativ der Selbstoptimierung entfaltet seine Wirkung schon im späten Kindesalter, wie Barlösius (2014) eindrucksvoll am Beispiel übergewichtiger Jugendlicher aufweist. Die von der ästhetischen Norm der fitten, schlanken Jugendlichen abweichenden jungen Menschen werden von Bezugspersonen als auch von Bezugsgruppen in vielfältigen Situationen stigmatisiert. Sie erfahren sich selbst permanent als zu dick und bilden auf dieser Basis gewissermaßen eine soziale Klasse eigener Art. Diese konstituiert sich nicht entlang der üblichen Achse Ungleichheit, vielmehr entlang der Achse konform – oder nicht konform. „Den Körper als eigenes Strukturierungsprinzip zu erfahren heißt hier, dass die Vorstellungen von der eigenen sozialen Position und der zukünftigen Lebensbahn sowie die gesamte Sichtweise der sozialen Welt dominiert werden von den gesellschaftlichen Erfahrungen mit dem Dicksein“ (Barlösius 2014: 175). Alle Kinder und Jugendliche sind darüber hinaus dazu angehalten, ihr Wissensportfolio möglichst breit anzulegen und es sich möglichst schnell anzueignen (Bachelorstudium, G 8). Im Prinzip reichen die körperlichen wie psychischen und kognitiven sowie arbeitsbezogenen Selbstverbesserungsimperative bis zum anderen Ende des Lebens. In vielen Berufen und Wirtschaftssparten wird nicht nur die eng abgezielte Fachkompetenz selbstverständlich verlangt; als extrafunktionale Qualifikationen kommen geforderte Fitness, Teamgeist und Kommunikativität hinzu. Die älteren Familienmitglieder in der Mitte des Lebenslaufs, ohnehin schon eingespannt zwischen zum Teil belastender Erwerbstätigkeit (vgl. Neckel/Wagner 2013) und Familientätigkeit (vgl. Schneekloth 2012), sollen sich zudem permanent weiterbilden, um ihren Job zu behalten (vgl. Zimmermann 2013). Ferner wird ihnen von allen Seiten auch noch dringlich nahegelegt, sie sollten sich um sich selbst zu sorgen (vgl. Rau 2013), damit sie nicht „ausbrennen“. Im höheren Alter wiederum hat man sich deshalb „gut zu führen“, weil man wichtige gesellschaftliche Aufgaben zu erfüllen hat (Denninger/van Dyk/Lessenich/Richter 2014).

#### 2.2.5 *Doing Family in der späten Moderne: Hochkomplex, störungsanfällig, vielfach unterstützungsbedürftig*

Familien sind in ihrem „Doing Family“ (Jurczyk u.a. 2009a,b; Jurczyk 2014), also der tagtäglich zu erbringenden Herstellungsleistungen, gefordert durch eine Dynamisierung von gesellschaftlichen Abläufen bei gleichzeitiger Abwertung der Zukunft als positivem Entwicklungsraum; durch eine Entgrenzung von familialen und anderen Räumen; durch zunehmende Erwartungen an Leistungsfähigkeit in

körperlicher wie intellektueller Hinsicht sowohl im Bildungs- wie im Erwerbssystem. Zu ergänzen ist dieses allgemeine Lagebild gesellschaftlicher Rahmenbedingungen durch den Hinweis darauf, dass es nicht „die Familie“ gibt und wir zusätzlich mit einer Polarisierung der Lebenslagen und insbesondere der verfügbaren finanziellen Ressourcen konfrontiert sind (vgl. Goebel/Krause/Habich 2013:170), die nochmals ganz andere Herausforderungen für die Akteure der Familienförderung allgemein und der Familienbildung speziell stellt. Und, um das Ganze noch komplizierter zu machen, müssen die sattsam bekannten qualitativen familienendogenen Entwicklungen zumindest auch als weitere Herausforderungen erwähnt werden: neue Machtverteilungen zwischen den Generationen, was dem Doing Family zwar ein demokratisches Gepräge gibt, aber auch anstrengend ist; neue Machtverteilungen zwischen den Geschlechtern, was in der konkreten Praxis eben auch nicht ohne Reibungsverluste vonstattengeht, und die oftmals in den Familienwissenschaften beschriebenen Fragilisierungen familialer Bindungen in Form von Scheidungen, Trennungen bei Nichtehelichen Lebensgemeinschaften sowie die ebenfalls zunehmenden Wiederverheiratungen (vgl. Peuckert 2013). „Herstellung“ von Familie nach Scheidungen durch Wiederverheiratungen ist hier eine weitere besondere Herausforderung. Familienbildung wiederum sieht sich mit einer großen Diversität von Familien, jedenfalls im Vergleich mit den Verhältnissen in den 1960er Jahren (vgl. Kuhnt/Steinbach 2014), im Sinne einer Pluralisierung alleine aufgrund der strukturellen Entwicklungen konfrontiert.

Zusammenfassend macht Jurczyk (2014: 127) die Folgen für die Herstellung von Familie sehr deutlich: „Damit hängt das Gelingen von Familie als System mit Eigenlogik und Eigensinn unter Entgrenzungsbedingungen von aktiven Gestaltungsleistungen ab und wird sehr störanfällig. Denn Gestaltungsleistungen werden nicht als monolithische Handlungen, sondern in Form von fein austarierten Interaktionsprozessen zwischen den Familienakteuren und vielfältigen andern Akteuren unter oft nicht passfähigen Rahmenbedingungen erbracht.“ Gefragt sind also familienförderliche Interventionen in Form von Familienpolitik, Familienbildung und Familienberatung, um dieser Störanfälligkeit entgegenzuwirken und es Familien zu erleichtern, ihre Lebensziele zu realisieren.

Familien- und Elternbildung stärken  
Konzepte, Entwicklungen, Evaluation  
Faas, S.; Landhäußer, S.; Treptow, R.  
2017, XIV, 191 S. 50 Abb., Softcover  
ISBN: 978-3-658-15506-3